

Buchbesprechungen

Allenbach, Lukas et al.: Orts- und Flurnamen Adelboden.

Layout und Konzeption: Roland Teuscher.

Natur- und Heimatschutzverein Adelboden, Vereinigung kulturinteressierter Bürger. Frutigen: Egger 2009. 56 S.

Der Natur- und Heimatschutzverein Adelboden und eine Vereinigung von neun kulturinteressierten Bürgern haben es unternommen, möglichst alle noch bekannten Orts- und Flurnamen ihrer Heimatgemeinde zu sammeln und wo immer möglich zu lokalisieren. Was dabei entstanden ist, bereitet Vergnügen: ein handliches Buch im Format A4 quer mit 47 grossen Farbfotografien, ein paar alten Fotos und einer Ansicht der Gemeinde aus der Vogelschau. 994 Flur- und Ortsnamen sind zusammengekommen. Davon konnten nur 36 nicht mehr topografisch zugeordnet werden. In der Einleitung schreibt Jakob Bärtschi, der Redaktor des kulturhistorischen Adelbodner Periodikums «Hiimatbrief», dass Benanntes auch Bekanntes ist und in seiner Summe Heimat bedeutet. Es folgen Erläuterungen für alle, die das Buch anschauen und auch benützen wollen.

Als Erstes gibt die zeichnerisch stark vereinfachte Ansicht des Gemeindegebietes einen guten Überblick über die fünf Bäuerten, nach denen die Abbildungen und Namen geordnet sind. Es folgen die 47 Fotografien des Geländes, in denen mit kleinen Zahlen alle Objekte und Gegenden markiert sind, die einen eigenen Namen tragen. Auf jeder Seite sind die Namen übersichtlich am Rand notiert. In den Randgebieten der Gemeinde sind es jeweils weniger als zwanzig, im dicht besiedelten Dorf und im «Ussere Schwand» können es auch 48 sein. Der sich bei allen solchen Publikationen ergebende Spagat zwischen einer der Aussprache möglichst nahekommenen Schreibweise und den bekannten, offiziellen Namen ist recht gut gelungen. Da stehen etwa Gletscherhorn und «Rägebaldshore» nebeneinander. Die dabei angewendeten Grundsätze sind in den am Anfang stehenden Erläuterungen dargelegt. Anschliessend finden sich etymologische Erklärungen zu ausgewählten Orts- und Flurnamen, wobei soweit möglich das Berner Ortsnamenbuch zitiert wird. Ein alphabetisches Verzeichnis aller Orts- und Flurnamen mit jeweiligem Hinweis auf die Abbildungen bildet den Schluss des reich bebilderten Buches. Was sich jemand hätte wünschen können, der die Gegend nicht so gut kennt, wäre eine topographische Karte gewesen mit eingezeichnetem Aufnahmestandort und Blickwinkel der einzelnen Fotografien. Diese Bemerkung soll aber den schönen Gesamteindruck, den das Buch bietet, nicht beeinträchtigen. Vielmehr ist zu wünschen, dass das in seiner Art mustergültige Werk den Weg zu all jenen findet, denen das Tal von Adelboden mehr bedeutet als nur internationaler Skizirkus am «Chuenisbärgli».

Berchtold Weber, Bern

Bütikofer, Stefan (2007): Sozialer Aufstieg durch Schulbildung? Die Sekundarschule Worber und das Städtische Gymnasium Bern am Ende des 19. Jahrhunderts.

Nordhausen: Traugott Baltz 2010 (Berner Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 11). 196 S. ISBN 978-3-88309-599-8.

Vorliegender Lizentiatsarbeit liegt die Fragestellung zugrunde, ob das meritokratische Schulsystem des liberalen Kantons Bern nach 1830 mehr Chancengleichheit aller gewährleisten konnte oder ob Aufstiegschancen immer noch durch das soziale Milieu bestimmt wurden. Untersucht wurden die Worber Schulen und das Städtische Gymnasium Bern. Einsichtig wird die Wahl des Zeitraums – nach unten (ab Jg. 1855) begrenzt durch den Beginn der Rekrutenprüfungen, gegen oben (bis 1889) durch die Quellenpräsenz der Steuerlisten – begründet. Die Quellenvielfalt – untersucht werden Einwohnerregister, Listen der Worber Sekundar- und Primarschülerschaft, Primarschulabschlussprüfungen, Rekrutenprüfungen, Patentprüfungen der Lehrerinnen, Steuerlisten und Stimmregister, Schülerverzeichnisse, Schulkommissionsprotokolle und Jahresberichte des Städtischen Gymnasiums und Taufrodell – verspricht ein facettenreiches, empiriegesättigtes Resultat. In Kapitel 2 und 3 werden die sozioökonomischen Rahmenbedingungen und der Aufbau des Schulsystems in der sich formierenden bürgerlichen Gesellschaft aufgezeigt. Ausgehend von dieser basalen Skizze werden anschliessend in Kapitel 4 detailliert die Zusammensetzung der Worber Schülerschaft und in Kapitel 5 die Schüler des Städtischen Gymnasiums aufgeschlüsselt: In einer Art Lebensverlaufsanalyse bis zum dreissigsten Lebensjahr werden Kategorien wie soziale Schichtung, Schulwahl resp. Berufswahl etc. nachgezeichnet. Es folgen Fazit und Ausblick, Verzeichnis der Tabellen, Abbildungen, Schülerlisten und Bibliographie.

Nebst der nicht gerade lesefreundlichen Darstellung – Fussnoten und Diagramme ohne Jahrzahl, Wiederholungen, inhaltliche Ungenauigkeiten – und nicht immer einsichtiger Literaturwahl (warum Ditton 1992, Hess 1966 und Tanner 1995 und nicht Tanner 2000, Nyffeler 1993, Meyer 1930?) und der Frage, warum keine Staatsverwaltungsberichte oder keine Schulstatistik des Kantons Bern zum Einsatz kamen, fällt die umfangreiche, nicht unbescheidene Fragestellung – u.a. «Wie liberal war der junge liberale Staat?» – auf. Kann ein solches Forschungsdesign zu neuen Ergebnissen führen? Ja, es kann und es bringt einige bemerkenswerte Erkenntnisse.

Festgestellt und mit unzähligen Diagrammen visualisiert wird ganz allgemein, dass sich die Sekundarschule am Ende des 19. Jahrhunderts und in noch höherem Masse das Gymnasium als Standesschulen in der Berner Schullandschaft präsentierten. Es wird festgehalten, dass die Oberschichtfamilien im Untersuchungszeitraum durchschnitt-

lich mehr Kinder hatten als die Unterschichtfamilien und die Eltern den Schullaufbahnentscheid ihres Nachwuchses stark beeinflussten: So wurde der Zusammenhang zwischen Sekundarschule und besseren Berufschancen von der Unterschicht nur bedingt anerkannt, häufiger wurde der Berufsstatus des Vaters auf den Sohn vererbt, mehrheitlich beibehalten, selbst der Besuch der Sekundarschule hatte keinen grossen Effekt. Der Besuch der Sekundarschule bedeutete für die Oberschicht Norm, für die Unterschicht Ausnahme. Oberschichten profitierten von der weiterführenden höheren Bildung, indem u.a. auch Freistellen und Stipendien nicht an fähige arme Jugendliche gingen, sondern an Primaner der Oberschicht oder an Söhne von Gymnasiallehrern verteilt wurden. Somit blieb die Herkunft im Untersuchungszeitraum wichtiger als die Schulbildung.

Es ist anerkennenswert, dass der Autor der Studie auch systematisch die Geschlechterfrage berücksichtigt und feststellt, dass bereits um 1873 die Mädchen sehr erfolgreich die Primarschulabschlussprüfungen absolvierten und ungefähr gleichviel Mädchen wie Knaben aufgrund von Aufnahmeexamen in der Sekundarschule aufgenommen wurden. Mädchen – aus der Unterschicht – wurden öfter in die Sekundarschule geschickt, in der Oberschicht nimmt der Anteil der Mädchen im Untersuchungszeitraum ab. Interessant sind Bütikofer's Befunde zu den Heiratschancen: Von 487 Schülerinnen blieben ungefähr die Hälfte ledig, die Zahlen zeigen, dass es sich vor allem um junge Frauen aus der Unterschicht handelte; Bütikofer schliesst daraus, dass Sekundarschülerinnen die besseren Heiratschancen hatten. Wie sehr sich das Gymnasium seit diesem Zeitraum gewandelt hat, zeigt die Tatsache, dass bis 1893 der Besuch der Universität nur mit einer Literarmatur möglich war, Realgymnasiasten lediglich das Polytechnikum offenstand, Gymnasiasten der Handelsklasse in der Regel nach der Matur ein Jahr in der Romandie verbrachten, um ihr Französisch zu verbessern, und 1894 die erste junge Frau – gegen den Mehrheitsbeschluss der Lehrerschaft – in die Prima aufgenommen wurde und im nächsten Jahr die Handelsmatur als Klassenbeste bestand.

Katharina Kellerhals, Bern

Cornioley, Roger: Haslital ... das Schicksalsjahr 1946.

Meiringen: Pauli Druck, 2012. 139 S. ISBN 978-3-033-03580-5.

Roger Cornioley, ehemals Mitglied im Vorstand des Historischen Vereins des Kantons Bern, ist in den letzten Jahren mit seinen Nachforschungen über Flugzeugabstürze im Berner Oberland bei einer breiten Öffentlichkeit auf grosses Interesse gestossen. Namentlich sein detaillierter Artikel in der *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde* über die erste Hochgebirgsrettung aus der Luft auf dem Gauligletscher im

November 1946 fand begeisterte Leserinnen und Leser.¹ Auch an unzähligen Vorträgen konnte er über den spektakulären Absturz einer amerikanischen Dakota berichten, bei welchem alle Insassen überlebten und nach mehreren Tagen des Ausharrens in Schnee und Kälte gerettet werden konnten. 2011 liess ein Dokumentarfilm des Schweizer Fernsehens mit nachgestellten Szenen und dem Besuch einer seinerzeitigen Passagierin am Originalschauplatz das damalige Geschehen unter sachkundiger Mitwirkung Cornioleys wieder aufleben.

Nachdem das Heft von 2006 vergriffen ist, hat nun der Autor die Geschichte der «grössten alpinen Rettungsaktion» in überarbeiteter und mit kurzen Beiträgen ergänzter Form im vorliegenden Buch erneut herausgegeben. Er hat weitere eindruckliche, zum Teil bisher nicht publizierte Fotos beigelegt. Spannend schildert Cornioley, wie es zum Unglück kam und welches unwahrscheinliche Glück die Piloten bei der Bruchlandung hatten, wie lange es dauerte, bis eine internationale Suche das Wrack endlich fand, und wie die Rettungsaktionen organisiert wurden. Pikant dabei ist die Tatsache, dass die noch in Europa stationierte amerikanische Militärmaschinerie zwar mit grossem Aufwand, aber völlig unzweckmässig vorgehen wollte, während die kleine schweizerische Dienststelle in Meiringen-Unterbach, die mit den örtlichen Gegebenheiten bestens vertraut war, rasch die richtigen Massnahmen erkannte, aber zunächst von der administrativen Zentrale in Bern zurückgehalten wurde.

Diesem Beitrag stellt der in Meiringen aufgewachsene «Heimwehhasler» drei Kapitel voran, die weitere Ereignisse von 1946 im Haslital betreffen, so dass der Autor von einem «Schicksalsjahr» sprechen kann. Im einleitenden Kapitel wird etwas disparat von Lehrkräften und Grossräten, Vereinen und ihren Anlässen sowie vom Besuch des Generals Guisan auf dem Brünig und von den Bahnen im Amtsbezirk Oberhasli berichtet. Das zweite Kapitel befasst sich mit sechs tödlichen Unfällen der Schweizer Flugwaffe 1945/46, die nach der internationalen Aufsehen erregenden Pionierleistung am Gauligletscher bald einmal in Vergessenheit gerieten. Das dritte und längste Kapitel ist der Strasse über den Sustenpass gewidmet. Mit vielen Fotos und Dokumenten werden die alte Sustenstrasse vor 1938, der Bau der neuen Strasse ab 1939 und die Mithilfe von internierten polnischen Soldaten sowie die Einweihung am 7. September 1946 als modernste hochalpine Autostrasse anschaulich dargestellt.

Roger Cornioley hat bei seinen Recherchen eine Vielzahl archivalischer Unterlagen ausgewertet. Mitunter stützt er sich auch auf Interviews mit Zeitzeugen oder deren Nachkommen. Leider weist er nicht immer Quellen und Literatur ausreichend nach; zum Beispiel erschliessen sich die Bildnachweise «Bern-Buch» und «Bibliotheca Bernensis» nur dem Eingeweihten. Bei einzelnen Fotos fehlen die Legenden gänzlich. Überhaupt hätte der Text (mit Ausnahme des letzten Kapitels) mehr redaktionelle Unter-

stützung bei Satzbildung und Zeichensetzung brauchen können. Trotzdem wird das Buch bei militär- und lokalgeschichtlich sowie speziell an der Landschaft Hasli interessierten Leserinnen und Lesern zweifellos gute Aufnahme finden.

Emil Erne, Bern

- ¹ Cornioley, Roger: Der Flugzeugabsturz einer amerikanischen Dakota auf dem Gauligletscher im November 1946. Vor 60 Jahren war das Haslital Schauplatz der grössten alpinen Rettungsaktion. In: BZGH 68 (2006), Heft 3, S. 115 – 155. – Ferner ders.: Zerschellt im Hochgebirge. Die Flugzeugabstürze Hohgant 1950 und Guggigletscher 1952. In: BEZG 74 (2012), Heft 1, S. 5 – 43.

**Degen, Bernhard; Schächli, Hans; Zimmermann, Adrian (Hrsg.):
Grimm, Robert: Marxist, Kämpfer, Politiker.**

Zürich: Chronos 2012. 230 S. ISBN 978-3-0340-0955-3.

Der 50. Todestag von Robert Grimm (1881–1958), wohl einer der interessantesten und bedeutendsten Schweizer Politiker des 20. Jahrhunderts, gab Anlass zu einer wissenschaftlichen Tagung, die am 7. März 2008 in Bern stattfand und auf reges Interesse stiess. Der Sammelband umfasst die um zwei Beiträge erweiterten, überarbeiteten Referate und enthält die bisher umfassendste Bibliographie seines eindrucksvollen publizistischen Werkes. Die Herausgeber gehen davon aus, dass eine Neudefinition des Sozialismus nicht ohne eine kritische Auseinandersetzung mit Positionen der Vergangenheit möglich sei; wenn man, so Hans Schächli, heute an der Zielsetzung einer sozialistischen Gesellschaft festhalten wolle, komme man um eine kritische Auseinandersetzung mit der kommunistischen und sozialdemokratischen Tradition nicht herum.

Eine Auseinandersetzung mit Robert Grimm, dem Generalstreikführer von 1918, lohnt sich gewiss auch dann, wenn man an besagter Zielsetzung nicht festhalten möchte. Für die Sozialisten war der Organisator der Konferenzen von Zimmerwald und Kiental, der im Exekutivkomitee der ISAP (Internationale Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Parteien) einsass, eine internationale Führungsfigur; für das bürgerliche Lager hingegen war er die Unperson von 1918, in der sich die Angst vor einem Überschwappen des Bolschewismus verkörperte. Noch in den 1970er-Jahren vermochten bürgerliche Kreise eine Gedenktafel für Grimm in Zimmerwald zu verhindern. In Grimm widerspiegelt sich allerdings nicht nur der politische Antagonismus in der Schweiz des 20. Jahrhunderts. Der Berner Gemeinde-, Kantons-, Regierungs- und Nationalrat war nach der Zerschlagung des deutschen und des österreichischen Sozialismus in den 1930er-Jahren massgeblich für die Revision des Parteiprogramms von 1920 verantwortlich, was zur Aufgabe der Ablehnung der Landesverteidigung

führte und letztendlich die Integration der Sozialdemokratie in den bürgerlichen Bundesstaat ermöglichte. Der Nationalratspräsident von 1946 verkörpert letztlich auch diesen Prozess der Herausbildung der helvetischen Konkordanzdemokratie der Nachkriegszeit. Zumal durch ihn als Vorsteher der Sektion Kraft und Wärme im Kriegsindustrie- und Arbeitsamt bereits während der Kriegsjahre die Sozialdemokratie in die (Mit-)Verantwortung gezogen werden konnte, als ihr noch ein Regierungssitz vorerhalten war.

Der Sammelband nähert sich Robert Grimm als Person und Persönlichkeit mit einem breiten und ausserordentlich spannenden Themenbündel, das die vielfältigen Aspekte seines persönlichen Wesens, gesellschaftlichen Denkens und politischen Handelns eindrucksvoll beleuchtet. Die Verschränkung eines individuellen biographischen und eines historisch übergeordneten Ansatzes ermöglicht den Zugang zum wortgewaltigen Arbeiterführer, der sich durch eine eigenwillige Dialektik von Theorie und Praxis charakterisieren lässt – Grimm vermochte es, wie von den Autoren herausgearbeitet wird, in unverwechselbarer Art, nicht nur Projekte theoretisch zu konzipieren, sondern diese mit Blick auf das pragmatisch Machbare auch konkret umzusetzen, womit allerdings eine gewisse Relativierung der Position einhergehen konnte. Die Aufsätze thematisieren aber auch Felder ausserhalb des genannten Spektrums, was den Zugang zu aussagekräftigen Facetten öffnet; so zum Beispiel seine Rolle beim Bau des fortschrittlichen, modernen Staatsarchivs oder auch die Wesensmerkmale seines historischen Denkens anhand der Analyse einer seiner historischen Studien, welche sich – obwohl verhaftet im historischen Materialismus – durch eine innovative, Konflikt-zentrierte Perspektive auf die Schweizer Geschichte auszeichnet. Solche Ansichten und Einsichten waren der Zeit voraus.

Grimms Persönlichkeit trägt Spuren der Gegensätzlichkeiten und Ambivalenzen seiner Zeit. Wäre er ein Mann des Freisinns gewesen, so die rhetorische Vermutung von Hans Ulrich Jost, würde man vielleicht heute «in positivem Sinne, Willensstärke, Entschlusskraft, Durchsetzungsvermögen, natürliche Autorität, rasche Auffassungsgabe, geschickte Taktik, Männlichkeit und blendende Rhetorik loben».

Der Sammelband liefert wichtige Forschungsimpulse zu Robert Grimm und zur Schweizer Sozialdemokratie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Es bleibt zu hoffen, dass die Ansätze aufgenommen und vertieft werden. Anlass dazu bieten würde das Jahr 2018 (hundert Jahre Generalstreik). In dieser Hinsicht könnte eine nähere Untersuchung des Verhältnisses von Grimm zur Schweizer Armee einem Erkenntnisgewinn zu seiner Rolle in der Schweizer Geschichte zweckdienlich sein, zumal jüngst in einem historiographischen Übersichtsbericht darauf hingewiesen wurde, dass neuere Untersuchungen zu den Auswirkungen zwischen dem Armeeaufgebot und der

Beendigung des Streiks von 1918 ein wissenschaftliches Desiderat darstellen (traverse 2013,1). Dabei wird massgeblich auch auf Grimm einzugehen sein.

Lukas Künzler, Bern

Denkmalpflege des Kantons Bern (Hrsg.): Berichte / Rapports, Gemeinden J–Z, 1979–2004.

Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern.

Zürich: gta Verlag 2011. 240 S. ISBN 978-3-85676-266-7.

Drei Jahre nach erscheinen des ersten Bandes 2008 folgt der zweite Band ausgewählter Restaurierungsberichte der Denkmalpflege des Kantons Bern. Der Aufbau dieses Bandes folgt dem Ersten. Alphabetisch nach Gemeindenamen werden die ausgewählten Objekte vorgestellt. Eine grosse Bandbreite von Baudenkmalern wird besprochen: Das Bienenhaus oder der Badeweiher finden darin genauso ihren Platz wie das herrschaftliche Bauernhaus oder das Schloss. Die kurzen, in der jeweiligen Amtssprache der Gemeinde verfassten Berichte sind reich und ansprechend illustriert. Nach dieser Vorstellung folgen – ebenfalls wie im ersten Band – einige besonders schmerzhafteste Verluste. Am Schluss ist ein Orts- und Objektsregister über beide Bände aufgeführt.

Michael Gerber, Kantonaler Denkmalpfleger, weist in seiner Einleitung darauf hin, dass mit diesem Band einerseits die «gesetzlich verankerte Berichterstattungspflicht» der Denkmalpflege erfüllt wird und andererseits der «Öffentlichkeit wie der Fachwelt die notwendigen Grundlagen und Fakten für eine objektive Beurteilung von Restaurierungen und Baudenkmalern» gegeben werden soll. Ob Letzteres allein schon wegen der Kürze der Berichte überhaupt möglich ist, ist zu bezweifeln. Hingegen wird dem ersten Anliegen des Denkmalpflegers mit diesem Bericht genügend Rechnung getragen.

Überdies hinaus können die in beiden Bänden vorgestellten Objekte der Öffentlichkeit zeigen, dass auch Gebäude, die auf den ersten Blick unscheinbar wirken, bedeutende Denkmäler sein können. Sichtbar wird zudem die grosse Bandbreite der Arbeit der Denkmalpflege. Nicht zuletzt zeugen die Texte auch von gegenseitigem Respekt zwischen den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Denkmalpflege und der Bauherrschaft. Dass diese Zusammenarbeit oft konstruktiv und gut verläuft, geht ob der zum Teil eher negativen medialen Berichterstattung oft vergessen.

Sandra Hüberli, Bern

**Fetzer, This Michel: Aspekte toponymischer Volksetymologie:
Das Beispiel des Kantons Bern (deutschsprachiger Teil).**

Tübingen: Francke 2011. 334 S. ISBN: 978-3-7720-8420-1.

**Hofer, Roland: Suffixbildung im bernischen Namengut.
Die Diminutive auf -ti, -elti, -etli und die Kollektiva auf -ere.
Ein Beitrag zur Namengrammatik.**

Basel: Schwabe 2012. 296 S. ISBN 978-3-7965-2850-7.

Erfreulicherweise kann heute über zwei in Buchform erschienene Dissertationen berichtet werden, die auf der Grundlage des Ortsnamenbuches des Kantons Bern unter Leitung der für dieses grosse Werk verantwortlichen Germanistin Prof. Dr. Elke Hentschel erarbeitet wurden.

Als Erstes sei die Studie über Volksetymologie in Orts- und Flurnamen von This Michel Fetzer erwähnt. Hier versucht der Autor zuerst eine Annäherung an die Frage, was Volksetymologie eigentlich sei. Ist die Deutung eines Wortes, das man zwar braucht, dessen Ursprung man aber nicht wirklich kennt, einfach in die «Schmunzelecke der Sprachwissenschaft» zu verweisen, weil dabei oft ein fremder und möglicherweise unpassender Sinn entsteht? Nach einem einleitenden und abgrenzenden ersten Teil stellt der Autor die Geschichte der wissenschaftlichen etymologischen Forschung im Überblick sorgfältig dar. Die vorliegende Arbeit will zeigen, dass Volksetymologien nicht nur Erscheinungen amüsanter Sinnentstellungen sind, wie man es in den ersten zweihundert Jahren wissenschaftlicher etymologischer Forschung angenommen hat. Die Frage, ob ernsthaftere Überlegungen zum Phänomen der populären Wort- und Namensdeutung möglich sind, ist in den letzten Jahrzehnten vermehrt zum Gegenstand der Forschung geworden.

Aus dem grossen Schatz der Toponyma, die im Ortsnamenbuch des Kantons Bern zu finden sind, schöpft der Autor in reichem Masse im dritten, umfangreichsten Teil der Arbeit. Längst Bekanntes und noch mehr Unbekanntes ist hier zu finden. Etwa der Name Münchringen, der um 1260 Munderchingen gelautet hat, das Dorf des Munderich. Schon um 1300 heisst der Ort Münerkingen, weil der Name des ersten Siedlers längst nicht mehr im Gebrauch ist. Und schon 1312 ist Münchringen zu lesen, «bei den Ringen des Mönchs». Nach systematisch aufgezählten Arten des volksetymologischen Ansatzes folgen Betrachtungen zum Überleben von voralemannischen Namen im germanischen Umfeld und zur Bedeutung der Verschriftlichung. Sowohl der Kartograph Thomas Schöpf in der frühen Neuzeit wie auch Carl Jakob Durheim um die Mitte des 19. Jahrhunderts mussten Namen, die vorher kaum schriftlich festgehalten waren, auf-

schreiben. Dass bei Durheim das mundartliche Meentl zu Emdthal wird, überrascht noch heute, wird aber dadurch nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass das benachbarte Heistrech schon kurz vorher zu Heustrich geworden ist. Die Begriffe aus der Graswirtschaft waren eben bekannter als das alte Wort Heister (frz. hêtre «Buche»). In dieser grossen Untersuchung fehlen auch die Sagen nicht, die den unverständlich gewordenen Namen eine Erklärung liefern. So etwa der Drache im Aaretal, der auf den Ruf eines Beherzten «Wiich, Drach!» verschwunden ist. Und seither heisst das Dorf Wichtrach. Ein kurzes Kapitel widmet der Verfasser der Umsetzung von Gemeindepnamen in Wappen, wo die populäre Erklärung des Namens im echten Sinne des Wortes augenfällig wird.

Im vierten Teil stösst der Autor in ein bisher unbearbeitetes Gebiet vor. Er untersucht durch Befragung von Testpersonen, wie volksetymologische Wortdeutungen entstehen.

Der fünfte Teil, ein Ausblick, zeigt, dass kaum ein nicht simpel erklärbarer Name einer volksetymologischen Deutung entgeht. Und vor allem wird die Frage gestellt, welche populären Deutungen es nicht gibt und was wohl der Grund dafür sein mag.

Im Ganzen gesehen liegt ein für die an sprachlicher Entwicklung und Erklärung Interessierten höchst aufschlussreiches Buch vor. Es wird aber kaum den Weg ins Bücherregal vieler Berner finden, da eine Grundvoraussetzung eines wissenschaftlichen Buches, das für die Hand des Laien bestimmt ist, entfällt: Es fehlt ein Glossar, das die vielen sprachwissenschaftlichen Begriffe allgemein verständlich erklärt. Schade für die grosse Arbeit, der man gerne eine weitere Verbreitung gewünscht hätte.

Und noch ein Wunsch aus der Sicht des Schreibenden: Es ist zu hoffen, dass die vorliegende Dissertation den Anfang zu einer weiteren Reihe von Arbeiten zur Volksetymologie bildet. Als Beispiel diene die Frage, wie bei der Schaffung von Familienwappen im 18. und 19. Jahrhundert die jeweiligen Namen interpretiert und einer bildlichen Darstellung zugänglich gemacht wurden. Zu einer solchen Untersuchung ist unsere Universität ganz besonders aufgerufen, weil einerseits die Freiheit des Schweizer, sich ein Familienwappen ohne fürstliche Erlaubnis zuzulegen, ein grosses Untersuchungsmaterial liefert und weil andererseits mehr als drei Viertel aller Schweizer Schiffscheiben mit Familienwappen aus dem Kanton Bern stammen.

Auch die zweite in Buchform erschienene Dissertation, die auf der Grundlage des Ortsnamenbuches des Kantons Bern erarbeitet wurde, kann hier vorgestellt werden. Es ist Roland Hofers Untersuchung über bernische Orts- und Flurnamen, die auf die verkleinernden Endungen -ti, -elti und -etli ausgehen, sowie über jene, die als Sammelbegriffe mit der Endung -ere zu verstehen sind.

Nach einer übersichtlichen Darstellung von Thematik, Ziel und Methodik der Untersuchung stellt sich für den Autor wie für alle, die Schweizer und besonders Berner Dialekte schriftlich festhalten wollen, die Crux der Transkription, die aber gut gemeistert wird. In einem ersten Teil, der sich mit den Diminutivendungen befasst, findet sich in den Grundlagen eine kurze Darstellung der Forschungsentwicklung zum Thema. Dass sich schon die Brüder Grimm zu den Schweizer Diminutiven auf -ti geäußert haben, muss nicht verwundern, war doch Wilhelms Frau Dorothea eine geborene Wild, eine Berner Patrizierin, die auch im fernen Norddeutschland die Sprache ihres in Kassel ansässigen Vaters und ihrer Grosseltern bewahrte. Es folgen, alphabetisch nach den Grundwörtern geordnet, Listen für die drei untersuchten Endungen, denen sich Kartenmaterial zu ihrer geographischen Verteilung anschliesst. Mit einiger Verwunderung stellt man fest, dass gut ein Drittel der bekannten Orts- und Flurnamen mit -etli-Endungen nur noch historisch belegt sind. Fast ausnahmslos liegen die verschwundenen Bezeichnungen im Mittelland und im Voralpengebiet.

Den Schluss dieses Teiles der Untersuchung bildet ein Exkurs zu den Diminutiven, die in den skandinavischen Sprachen wie auch im Angelsächsischen fast vollständig fehlen, die aber weiter im Süden immer häufiger werden. Leider gibt es bei den Ortsnamen keine so skurrilen Erscheinungen wie jene, dass im engeren Berner Oberland die Arme selbst eines Schwingerkönigs als Ärmli bezeichnet werden.

In weitaus «schwierigerem Gelände» bewegt sich der Autor im zweiten, grösseren Teil der Arbeit, wo es um die Endung -ere geht. Das Problem ist hier, dass die auf romanisch -aria zurückgehende Endung zwar Kollektive bezeichnet, dass aber die gleiche Endung sich auch mit oft leicht negativer Konnotation aus anderen Feminina ableiten kann (d Müllere, bis aaständig! d Frou Müller). Der Autor meistert das Problem, indem er sehr sorgfältig einzelne Möglichkeiten unterscheidet: Er schreibt von primären -ere-Bildungen auf der Basis von Pflanzen- oder Tiernamen bzw. der Bodenbeschaffenheit. Als Beispiele sollen hier Nesslerere, Gaaggere und Lättere dienen, Gegenden wo viele Nesseln wachsen, viele Krähen vorkommen oder wo der Boden lehmig (lätting) ist. Als sekundäre -ere-Bildungen bezeichnet er Namen, die auf Verben, Adjektive oder Flur- bzw. Ortsnamen zurückgehen und den auf -aria fussenden Namen nachgebildet sind. Als Beispiel: Der Platz, wo die aareabwärts fahrenden Schiffe unterhalb der Schwelle ablegten und die von unten Ankommenden im Widerwasser landeten, hiess bis ins späte 19. Jahrhundert Landere. Umfangreiches Material liefern von Äbischere bis Zürchere die Flurnamen, die auf Personen- oder Familiennamen zurückgehen. Als besondere Gruppe scheidet der Autor Namen aus, die auf den Dativ Plural eines männlichen Wortes zurückgehen, wie etwa Houere, bei dem Holder (Holunder) zugrunde liegt. Eine lange Liste von nicht eindeutig kategorisierbaren Flurnamen schliesst die-

sen Teil ab. Auch hier folgt eine namengeographische Aufstellung, deren Kartenmaterial wieder den unglaublichen Reichtum unserer Sprache erkennen lässt.

In einem Ausblick weist der Autor am Schluss darauf hin, wo weitere Ansätze zur Erforschung der Entwicklung deutschschweizerischer Orts- und Flurnamen liegen könnten. Insbesondere hebt er die Notwendigkeit vertiefter phonetischer und phonologischer Untersuchungen hervor, ebenso die Einbeziehung frankoprovenzalischer und alpinlombardischer Namensforschung. Der umfangreiche Anhang weist auf gedruckte und ungedruckte Quellen und enthält glücklicherweise auch ein Stichwortverzeichnis, nach dem man die vom Autor vorgeschlagene Deutung vieler Namen finden kann.

Was für die Hand des Laien leider auch hier fehlt, ist ein Glossar. Es ist schade, dass bei einer Publikation, die dem sprachlich Interessierten vieles zu bieten hat, wenig Rücksicht auf die nicht sprachwissenschaftlich gebildete Leserschaft genommen wird. Die Zeit, als ein Wissenschaftler in Misskredit geriet, nur weil er seine Publikationen auch für ein weiteres Publikum verständlich machte, dürfte doch endgültig vorbei sein.

Berchtold Weber, Bern

Furrer, Norbert: Des Burgers Buch. Stadtberner Privatbibliotheken im 18. Jahrhundert.

Zürich: Chronos 2012. 824 S. ISBN 978-3-0340-1113-6.

Mit Norbert Furrers monumentalem Werk zur Geschichte der Stadtberner Privatbibliotheken und dem jüngst erschienenen *Handbuch der historischen Buchbestände in der Schweiz* (3 Bde., Hildesheim, Zürich, New York 2011) stehen der Schweizer bibliotheksgeschichtlichen Forschung nun zwei wichtige Arbeitsinstrumente zur Verfügung. Auch weil die Bibliotheks- und Buchgeschichte an Schweizer Universitäten nicht als Fach etabliert ist, sind wir hierzulande mit Untersuchungen zur Druckschriftenproduktion und -distribution sowie zum Buchbesitz nicht verwöhnt. Dies betrifft in hohem Masse auch die Privatbibliotheken. Die Auflistung von Buchtiteln und die Thesaurierung von bio-bibliographischem Wissen haben in der Fachwelt oft genug einen zu schlechten Ruf. Wer sich in unbekannteren Gefilden der Frühen Neuzeit aufhält, wird bescheiden und ist froh, wenn er auf Forschungsdesiderate hinweisen und der Nachwelt die Hauptlast weitergehender Arbeiten überlassen kann. Norbert Furrer ist sich der Grenze seiner Möglichkeiten bewusst, denn er liefert «keine Studie mit Endgültigkeits- und Vollständigkeitsanspruch, eher eine Art Handbuch zur Einführung in die gewählte Thematik und eine Art Materialsammlung zur weiteren Verwendung in Forschung und Unterricht» (S.9). Trotzdem entspricht seine Erschliessung eines für die Stadt Bern gerade dank der Quellenlage unübersehbaren Gegenstands auf weiten Strecken Erwar-

tungen, die über die von Bescheidenheit geprägte Selbsteinschätzung des Verfassers hinausreichen: Die Geltstagsrödel (Versteigerungsinventare) werden nicht nur als buchgeschichtliche Quelle entdeckt, sondern deren Inhalte im Hinblick auf den Buchbesitz mithilfe eines Analyserasters geordnet und/oder beschrieben, es wird ein Fallbeispiel, die Bibliothek des Handelsmanns, Grossrats und Landvogts Samuel Friedrich Fasnacht (1711–1794), präsentiert und dessen Büchersammlung im (biographischen) Kontext verortet. Auch Furrers Bemühen, methodische Grundlagen zur Bibliotheksgeschichtsschreibung als im weiten Sinn kulturwissenschaftlicher Disziplin zu erarbeiten und ein lockeres Geflecht von Deskriptoren in heuristischer Absicht zu entwerfen, weist in diese Richtung, ebenso die den Kapiteln angefügten tabellarischen Übersichten sowie die Abbildungen, die Informationswert im Blick auf sehr unterschiedliche Faktenreihen und deren Korrelate besitzen. Die Publikation gliedert sich in fünf Hauptabschnitte: Die Einleitung umreist Gegenstand und Ausgangslage (I), dann werden sogenannte Kleinstbibliotheken sowie 37 kleine und mittlere Stadtberner Privatbibliotheken im Einzelnen reich annotiert vorgestellt (II). Es folgen ein Kapitel zu «Buch und Geist in Bern zur Zeit der Aufklärung», in dem 21 Bibliotheken mithilfe von Schaubildern analysiert werden (III), sowie ein vielgestaltiger Materialanhang, der u.a. aus erfreulich heterogenen Quellentexten und aus einem vom Verfasser erarbeiteten Kanon der Aufklärungsliteratur mit Zeittafel besteht (IV). Den Schluss bildet ein Anhang mit den üblichen und zusätzlich mit themenbezogenen Verzeichnissen (V).

Allen bibliotheks- und kulturgeschichtlich Interessierten empfehle ich, Furrers Werk durch Autopsie näher kennenzulernen und sich von ihm anregen zu lassen. Wer zum Beispiel mit den Vorgaben des literaturwissenschaftlichen Kanons des 19. und 20. Jahrhunderts an die Bücherwelt der Stadtberner des 18. Jahrhunderts herantritt, wird sich über die breite Literaturpalette wundern, in der einige heute noch anerkannte Grössen zwar vorkommen, aber einen marginalen Platz einnehmen; er wird verfestigte Epochenbilder wie das der Aufklärung relativieren lernen, indem er Bibliotheksprofilen begegnet, die sich bisweilen auf denselben Zeitabschnitt beziehen und sich dennoch diametral voneinander unterscheiden. Man wird des Schablonendenkens entwöhnt, eindimensionale Säkularisationsthesen und Teleologien aller Art über Bord werfen, der Wissbegier mancher Stadtberner begegnen, die sich im verbreiteten Besitz von Nachschlagewerken aller Art und von Lehrbüchern niederschlug, aber auch nach Druckschriften fragen, die in den Geltstagsrödeln vielleicht deshalb nicht vorkommen, weil sie weggeworfen statt aufbewahrt wurden, wird sich Rechenschaft geben, dass nur eine – soziologisch zwar recht heterogen zusammengesetzte – Elite von Stadtbernern Buchbesitzer waren. Man wird auf die Produktion lateinsprachigen Gelehrtenchrifttums aufmerksam werden und die Frage nach der Bedeutung lateinisch verfasster

Publikationen für die Verbreitung der Aufklärung u. a. im Umfeld der Berner Hohen Schule (vgl. die unter dem Präsidium Jakob Lauffers verteidigte Dissertation Gabriel von Mutachs, 605f.) und für die Schweizer Aufklärung überhaupt stellen. Der Spaziergang durch das nun erschlossene Quellenmaterial Stadtberner Büchersammlungen lockt zu Ausflügen zu alten Bibliotheken in den Berner Landgebieten, die mit heute noch bestehenden bedeutenden Beständen aufwarten. Die Spezifika einzelner Quellengattungen eröffnen bestimmte Fragehorizonte, kommen den einen Erkenntnisinteressen mehr als anderen entgegen und beeinflussen dementsprechend die Untersuchungsergebnisse. Das von den Geldstagsrödeln vermittelte Bild gibt die Zusammensetzung der Bibliotheken in einem bestimmten Zeitpunkt wieder: Es erlaubt in der Regel keine Rückschlüsse auf die Genese einer Sammlung und auf Mutationen der Buchbestände im Laufe der Zeit, auf deren Provenienz, auf die Erwerbsart, also nicht auf die Geschichte der einzelnen Bibliothek. Wer hierüber Aufschluss will, entnimmt den edierten Quellentexten den einen oder anderen wichtigen Hinweis. Um die Disponibilität der vermittelten Fakten durch variable Suchanfragen erhöhen zu können, wäre auch eine elektronische Version dieses überaus wertvollen Nachschlagewerks anzustreben.

Hanspeter Marti, Engi

**Gebäudeversicherung Bern (Hrsg.): Berner Wasserkraft
– Die schönsten Seiten des Kantons Bern. Autor: Felix Frank.**

Bern: Stämpfli 2012. 40 S. ISBN 978-3-7272-1232-1.

Wenn es darum geht, im Rahmen der Energiestrategie 2050 des Bundes die Leitlinien der Energiezukunft festzulegen, spielt die Wasserkraft eine entscheidende Rolle, denn sie ist derzeit die mit Abstand wichtigste erneuerbare Energiequelle bei der Elektrizitätserzeugung. In diesem Sinn kommt die Publikation «Berner Wasserkraft» aus der Schriftenreihe der Gebäudeversicherung Bern gerade zur richtigen Zeit. Ziel war es jedoch nicht, auf die politische Diskussion der Wasserkraftnutzung im Detail einzugehen. Vielmehr wird mit der Entwicklung der Wasserkraft im Kanton Bern und den markanten Gebäuden der Wasserkraftwerksanlagen ein wichtiger Teil der Industriekultur beleuchtet.

Felix Frank, Geograf und Fachpublizist mit Schwerpunkt Umweltwissenschaften und Technik, verfasste ein schmales Büchlein, das einen guten Überblick über die Berner Wasserkraft vermittelt. Die zahlreichen, grossformatigen Bilder ergänzen den Text in idealer Weise. Der knappe Umfang bringt es aber mit sich, dass viele Aspekte nur angetippt werden können.

Der Leserschaft werden dennoch einige interessante Einblicke vermittelt, etwa in die Anfänge der Wasserkraft. So war beispielsweise für die Erzeugung elektrischer Energie nicht nur die Industrialisierung eine wichtige Triebfeder, sondern auch der Tourismus in den noblen Kurorten. Elektrisches Licht war eine Attraktion und man sprach dort anstelle von «Kraftwerken» denn auch von «Lichtwerken». Der historisch interessierten Leserschaft, die sich näher mit Thema befassen möchte, wäre allerdings der eine oder andere Hinweis im Text zu weiterführender Literatur dienlich.

Auch wenn historische Aspekte angesprochen werden, liegt der Schwerpunkt der Publikation eher im naturwissenschaftlich-technischen Bereich. Die Chancen und Risiken der Wasserkraft aus gesellschaftlicher Perspektive werden zwar aufgegriffen. Der Konflikt mit dem Naturschutz um das Restwasser, das aus ökologischen Gründen unterhalb der Wasserentnahmestellen in den Gewässern verbleiben sollte, hätte aber etwas mehr Platz verdient. Denn gerade dieser Grundkonflikt scheint sich in letzter Zeit nämlich wieder zuzuspitzen. In diesem Zusammenhang wäre auch erwähnenswert, dass Ende 2012 die Frist zur gesetzlich vorgeschriebenen Sanierung der Restwasserstrecken abgelaufen ist. Bereits Anfang 2012 war absehbar, dass mehrere Kantone diese Frist nicht einhalten können. Wie der aktuelle Stand diesbezüglich im Kanton Bern aussieht, würde man natürlich gerne erfahren.

Lukas Denzler, Zürich

**Halbeisen, Patrick; Müller, Margrit; Veyrassat, Béatrice (Hrsg.):
Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert.**

Basel: Schwabe 2012. 1234 S. ISBN 978-3-7965-2815-6.

Zur Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert existierten bisher nur einige Beiträge in Handbüchern aus den 1980er-Jahren. Unter der Ägide der Schweizerischen Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte haben deshalb rund 20 Autorinnen und Autoren ein Werk realisiert, das die Schweizer Wirtschaftsgeschichte ab dem Ende des 19. Jahrhunderts aus diversen Blickwinkeln und im internationalen Vergleich ausleuchtet. Eine wichtige Basis für diese Arbeit bildet die 1996 in Buchform erschienene Historische Statistik der Schweiz. Das dichte Zahlenmaterial zur Schweiz und zu anderen Ländern bildet die Grundlage für die meisten Kapitel dieses Bandes, der eine Lücke in der schweizerischen Historiografie schliesst.

Die Mitherausgeberin Béatrice Veyrassat präsentiert in einem einleitenden Kapitel die Situation an der Wende zum 20. Jahrhundert: Die Schweiz war ein hoch industrialisiertes Land mit einem bereits stark ausgebauten Dienstleistungssektor, das im internationalen Wettbewerb und im damit verbundenen beschleunigten Struktur-

wandel erfolgreich war. Sie zählte bereits vor dem Ersten Weltkrieg zu den wohlhabendsten Ländern der Welt.

Teil 1 der Publikation zeigt die wirtschaftliche und die demografische Entwicklung unseres Landes im 20. Jahrhundert auf. Im Vergleich mit anderen Ländern hatte die Schweiz im ganzen Zeitraum ein sehr hohes Wohlstandsniveau. Gleichzeitig lag sie bezüglich der Wachstumsraten am Schluss der Rangliste. Besonders im letzten Viertel des Jahrhunderts, nach der Krise von 1973/74, schwächelte die Schweizer Wirtschaft. Eine neue Dynamik setzte erst in den 2000er-Jahren ein. Somit ist ein Trend zum Angleichen der Wohlstandsniveaus zwischen den europäischen Ländern feststellbar.

Teil 2 behandelt die Schweiz in der internationalen Arbeitsteilung und analysiert dabei die Geschichte des Finanzplatzes, der Binnenwirtschaft, des Tourismus und der Landwirtschaft. Andere Branchen werden leider nicht im gleichen Ausmass dargestellt. Teil 3 thematisiert die Wohlstandsentwicklung innerhalb der Schweiz und die Geschichte des Konsums, als sich unser Land im letzten Jahrhundert von der industriellen Klassengesellschaft zur heutigen Konsumgesellschaft entwickelt hat. Ferner zeigt Ueli Haefeli in Text und Karten, wie sich unser Land räumlich verändert hat. Die Verstädterung und der Ausbau der Strassen und weiterer Infrastrukturbauten veränderten das Landschaftsbild parallel zum steigenden Wohlstand und zum wachsenden Energieverbrauch.

Teil 4 mit dem Titel «Die schweizerische Variante des Kapitalismus» schildert, wie die Wirtschaftsverbände und die Politik die Wirtschaft beeinflussten. Die Schweiz ist bis heute durch nur moderate staatliche Eingriffe in Wirtschaft und Gesellschaft gekennzeichnet. Selbstregulierung der Wirtschaft durch mächtige Verbände, geringe Regulierung des Arbeitsmarktes und Schwäche der Gewerkschaften sind weitere Merkmale des wirtschaftspolitischen Systems der Schweiz. In Teil 5 analysieren vier Autoren, welche internationale Wirtschaftspolitik die Eidgenossenschaft im Verlauf des Jahrhunderts verfolgte, wie die öffentlichen Finanzen sich entwickelten und wie die Schweiz sich im Rahmen der internationalen Organisationen bewegte. Im Anhang geht die Publikation auf die statistischen Grundlagen und Methoden ein. Nach jedem Kapitel findet man eine umfangreiche Bibliografie.

Was bietet der Band für die Geschichte des Kantons Bern oder anderer Kantone und Regionen der Schweiz? Der hauptsächliche Fokus der Publikation liegt auf der gesamten Schweiz. Nur in Kapitel 3.3 werden die Kantone untereinander verglichen in Bezug auf ihre demografische Entwicklung, die Beschäftigungsquote, die Quote erwerbstätiger Frauen, das Wirtschaftswachstum sowie in Bezug auf die Anteile der Beschäftigten nach Wirtschaftssektoren und Branchen. Der wirtschaftliche Strukturwandel und die Wohlstandsentwicklung erfasste sämtliche Kantone und Regionen der Schweiz glei-

chermassen. Die Wirtschaft war überall breit diversifiziert. So gibt es über das ganze 20. Jahrhundert gesehen unter den Kantonen keine eindeutigen Verlierer und Gewinner. Einzig im letzten Viertel des Jahrhunderts nahm die Zahl der Arbeitsstellen im Raum Zürich überdurchschnittlich stark zu. Der Kanton Bern war in allen Phasen durch eine geringe Zunahme der Einwohner- und Beschäftigtenzahl geprägt. Der Anteil der öffentlichen Verwaltung an den Beschäftigten ist deutlich grösser als in der übrigen Schweiz, ohne dass diese Branche eine dominierende Position einnimmt. Bis um 1950 wies der Kanton Bern ein durchschnittliches Wirtschaftswachstum auf, danach fiel er im Vergleich mit den anderen Kantonen zurück.

Der umfangreiche Band bietet keine leichte Lektüre. Er liefert aber als gut strukturiertes Handbuch detaillierte Fakten und zentrale Erkenntnisse zum Thema. Die Autorinnen und Autoren arbeiten wichtige Entwicklungsstränge der Wirtschaftsgeschichte der Schweiz heraus, die zweifellos den Rahmen für die wirtschaftshistorische Forschung der nächsten Jahrzehnte bilden wird. Allerdings verfolgen sie einen vorwiegend strukturgegeschichtlichen Ansatz. Firmen als wichtige Akteure des Wirtschaftsgeschehens kommen nur vereinzelt vor. Wer sich für diese Ebene der Schweizer Wirtschaft interessiert, muss weiterhin auf ältere Literatur zurückgreifen oder Artikel im Historischen Lexikon der Schweiz konsultieren.

Christian Lüthi, Bern

**Leuenberger, Marco; Mani, Lea; Rudin, Simone; Seglias, Loretta:
«Die Behörde beschliesst» – Zum Wohl des Kindes? Fremdplatzierte
Kinder im Kanton Bern 1912–1978.**

Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 87. Baden 2011:
hier + jetzt. 2013 S. ISBN 978-3-03919-203-8, ISBN E-Book 978-3-03919-831-3.

«In Madiswil haben wir sehr viele Pflegekinder, in jedem Bauernhaus sozusagen eines; in meiner Klasse machen die Pflegekinder rund einen Drittel aus.» (S. 37) Wie dieser Aussage aus einem Protokoll der bernischen Armeninspektoren vom 21. Juli 1942 zu entnehmen ist, war das Pflegekinderwesen noch Mitte des 20. Jahrhunderts von beträchtlichem quantitativen Umfang, der von den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen nicht übersehen werden konnte. Genaue Zahlen jedoch fehlen, nicht allein für den Kanton Bern, sondern für alle Kantone der Schweiz. Die Aktenlage ist lückenhaft und der Anteil von Fremdplatzierungen, die privat vorgenommen und nicht aktenkundig wurden, ist hoch. Diese Wissenslücke vermag denn auch die Studie «Die Behörde beschliesst» – zum Wohl des Kindes? Fremdplatzierte Kinder im Kanton Bern 1912–1978, die als Auftragsstudie des Kantons Bern entstanden ist, nicht zu schliessen. Die Studie

zeigt jedoch eindrücklich, auf welcher selbstverständlichen Weise bis weit in das 20. Jahrhundert hinein die Fremdplatzierung von Kindern zum gängigen Repertoire einer autoritär-repressiven Armenpolitik zählte.

Die Studie ist in drei Teile gegliedert. In einem ersten Teil werden die Rechtsgrundlagen für die Fremdplatzierungen rekonstruiert, die in verstreuten Erlassen auf kommunaler, kantonaler und nationaler Ebene zu finden sind. Die Autorinnen und der Autor zeigen auf, in welchen historischen Kontexten sich die rechtlichen Bestimmungen im Lauf des 20. Jahrhunderts zunehmend verdichteten und wie hierbei insbesondere die staatliche Aufsicht über das Pflegekinderwesen zunehmend ausgebaut und koordiniert wurde. Dieser Ausbau kann jedoch nicht allein als kontinuierliches behördliches Bemühen um «Modernisierung» oder «Fortschritt» gelesen werden, sondern war, wie die Studie sorgfältig aufzeigt, geprägt von Widerständen und verschlepptem behördlichen Handeln. So beschloss die Gemeinde Lützelflüh 1930 ein Reglement zur Pflegekinderaufsicht, ein solches trat jedoch erst knapp fünfzehn Jahre später, 1944, in Kraft. Eine geeignete Aufsichtsperson zu finden, erwies sich ebenfalls als mühevoll und zuletzt sah sich die Gemeinde veranlasst, einen Lehrer in Abwesenheit in das entsprechende Amt zu wählen.

Im zweiten Teil untersucht die Studie die konkrete Fremdplatzierungspraxis in Sumiswald und Lützelflüh, zwei ländlichen Gemeinden im Emmental. Die Aktenlage in diesen beiden Gemeinden erlaubt insbesondere eine Rekonstruktion der behördlichen Sichtweisen und Handlungslogiken. Die Sicht der betroffenen Familien, und noch stärker jene der betroffenen Kinder, bleibt in den meisten Fällen im Dunkeln. Dass deren Erleben und Anliegen bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein für die Behörden keine handlungsrelevante Bedeutung hatte, zeigt eindrücklich die Analyse von Interviews mit ehemals Betroffenen im dritten Teil der Studie.

Die Auswertung von 12 Interviews verweist auf ein breites Spektrum, wie betroffene Kinder eine Fremdplatzierung erlebten und wie sie eine solche als Kind, Jugendliche und später als Erwachsene bewältigten. Es zeigt sich, dass die Kinder insbesondere dann unter einer Fremdplatzierung litten, wenn sie sich dieser ohnmächtig ausgeliefert fühlten, wenn sie keinen oder kaum Kontakt zu ihren leiblichen Eltern hatten und sie sich – schlimmer noch – von ihren leiblichen Eltern zurückgestossen fühlten. Viele Kinder litten unter ausbeuterischen Arbeitssituationen, sexueller und physischer Gewalt und machten die leidvolle Erfahrung massiver emotionaler und sozialer Zurücksetzung. Wie wichtig es ist, den Blick auf diese Mikroebene des Erlebens und der Handlungsräume einzelner Individuen zu richten, zeigt zum Beispiel die in den Interviews verschiedentlich vorfindbare Aussage, dass zwar eine Aufsichtsperson in einer kontrollierenden Funktion den Pflegeplatz besucht habe, dieser Besuch jedoch als reine Scheinhandlung

erlebt worden sei, da den Kindern von der Pflegefamilie verboten worden sei, etwas über das Erlebte zu erzählen. Dadurch wurden Isolation und Ohnmachtsgefühle verstärkt. Die oben genannte Entwicklung der zunehmenden Aufsicht im Bereich des Pflegekinderwesens muss also stets mit dem Verweis auf die konkrete Praxis kritisch beleuchtet werden.

Insgesamt liefert die Studie einen wichtigen und differenzierten Einblick in die Fremdplatzierungspraxis und fördert in diesem Zusammenhang einige erstaunliche Resultate zutage, etwa, dass in Lützelflüh und Sumiswald die Anzahl fremdplatzierter Kinder zu Beginn der 1960er-Jahre Höchstwerte erreichte; bis anhin konstatierte die Forschung einen Rückgang der Zahlen nach dem Zweiten Weltkrieg und führte dies unter anderem auf die wirtschaftliche Konjunktur, die Mechanisierung der Landwirtschaft und die Institutionalisierung von Sozialversicherungen zurück. Solche Befunde verweisen auf die Notwendigkeit weiterer Untersuchungen, um regionale Spezifika herausarbeiten und auf diese Weise ein umfassendes Verständnis der Fremdplatzierungspraxis im Kontext der Armen- und Fürsorgepolitik erhalten zu können. Ausgesprochen hilfreich ist die Studie insbesondere auch durch die Zusammenstellung und kurze Analyse der rechtlich relevanten Bestimmungen, wobei sie gleichzeitig auf verschiedene Forschungslücken verweist. So sah zum Beispiel das bernische Armenpolizeigesetz von 1912 die Bestrafung von Personen vor, welche Pflegekinder misshandelten. Ob und inwiefern diese Bestimmung Anwendung in der Praxis fand, ist jedoch noch unerforscht. Bezüglich der Darstellung der Rechtsgrundlagen wäre es im Weiteren spannend, die Analyse punktuell zu vertiefen und zum Beispiel unter Hinzuziehung weiteren Quellenmaterials genauer herauszuarbeiten, auf welche gesellschaftlichen Kräfte die Institutionalisierung der verdichteten Aufsichtsregelungen zurückzuführen war.

Tanja Rietmann, Bern

Martig, Peter; Dubler, Anne-Marie; Lüthi, Christian; Schüpbach, Andrea; Stuber, Martin; Summermatter, Stephanie (Hrsg.): Berns moderne Zeit. Das 19. und 20. Jahrhundert neu entdeckt (Berner Zeiten, Bd. 5).

Redaktion: Charlotte Gutscher. Bildredaktion: Sandra Hüberli.
Bern: Stämpfli 2011. 591 S. ISBN 978-3-7272-1199-7.

Der Band *Berns moderne Zeit* schliesst die Reihe des Vereins «Berner Zeiten» zur Geschichte Berns seit dem Mittelalter ab. Sie nahm ihren Anfang mit *Berns mutige Zeit* zum 13./14. Jahrhundert und entwickelte sich über *Berns grosse Zeit* (15. Jh.), *Berns mächtige Zeit* (16./17. Jh.) zu *Berns goldener Zeit* (18. Jh.). Die Titel der vorangegange-

nen Bände implizieren es, Bern wurde im 18. Jahrhundert zum mächtigsten Stand der Eidgenossenschaft. Insofern zeigt der vorliegende fünfte und letzte Band der Reihe ein ganz anderes Bern, ein Bern auf dem – nicht immer geradlinigen – Weg in die Moderne. Eine Zeit, in der Bern Bundeshauptstadt wurde und gleichzeitig seine politische Vormachtstellung im schweizerischen Bundesstaat aufgeben musste. Der Band beschäftigt sich auf knapp 600 Seiten mit der Geschichte Berns in den letzten 200 Jahren, in denen sich die aristokratische Republik in einen Staat entwickelte, an dem alle Bürger partizipieren konnten. Die Gliederung ist thematisch: Politik, Umwelt / Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur. Das Kapitel *Politik, Verwaltung, Justiz und Militär* zeigt die Entstehung des modernen Staates auf, der sich durch Steuern, Territorium, Staatsvolk, Gewaltmonopol, demokratische Verfassung sowie systematische Verwaltung auszeichnet. Ein Zentrum bildet der kontinuierliche Ausbau der Volksrechte in Bern zwischen Regeneration und jüngster Verfassung (1993). Es ist die Geschichte von der Überwindung des Kooptationsverfahrens hin zur politischen Partizipation aller Bürger, zu denen ab 1968 wenigstens bei Abstimmungen auf Gemeindeebene auch die Frauen gezählt wurden. Die politische Entwicklung im Kanton Bern wird chronologisch entlang der auch aus andern Kantonen bekannten Brüchen – Restauration, Regeneration, liberaler Staat – dargelegt. Im 20. Jahrhundert wurden vor allem extreme Bewegungen wie die verschiedenen Erneuerungsbewegungen in der Zwischenkriegszeit und der Antikommunismus u.a. am Beispiel des Ost-Instituts in der Nachkriegszeit präsentiert. Die Verwaltung im Kanton Bern entwickelt sich von einer ehrenamtlichen Tätigkeit zur professionalisierten Verwaltung mit vollamtlichen Beamten. Das Konzept geht über eine Kantongeschichte im engeren Sinne hinaus und thematisiert den Kanton Bern als Region, sodass auch das Militär und die kommunale Ebene zur Sprache kommen.

Das Kapitel *Gesellschaft* beschäftigt sich mit unterschiedlichen Schattierungen des Lebens: mit Fragen nach Demographie und Lebensformen, Wohnen und Konsum, dem Gesundheitswesen, Armut, Phänomenen der Geselligkeit und politischen Bewegungen. Eine unerwartete Kombination von Themen. Ebenso gut hätten die politischen Bewegungen wie die 68er oder die Frauenbewegung im politischen Kapitel Platz finden können. *Berns moderne Zeit* analysiert die Gesellschaft, indem ein struktureller wie auch handlungsorientierter Zugang gewählt wurde. Dabei zeigt sich, dass sich im Verlaufe der vergangenen 200 Jahre die materiellen wie auch ideellen Handlungsräume für die meisten Menschen erweitert haben. Entstanden ist nicht nur eine internationalere Gesellschaft, sondern auch ein Pluralismus von unterschiedlichen Lebensformen und Milieus, die gleichzeitig nebeneinander bestehen.

Umwelt und Wirtschaft werden in einem Kapitel behandelt, das entlang des Energie-regimes strukturiert ist und die Entwicklung von der Agrargesellschaft (solare Energie)

über die Industriegesellschaft (fossile Energie) zur Konsumgesellschaft nachzeichnet. Umwelt und Wirtschaft hängen nicht nur bezüglich Ressourcen und Energie zusammen, sondern die Veränderungen in der Landwirtschaft hin zu einer industriellen Produktion hinterliessen sichtbare Spuren in der Landschaft. Der Prozess der Industrialisierung kombiniert mit einer zunehmend industrielleren Landwirtschaft ermöglichte ein Bevölkerungswachstum und erhöhte den Druck auf die Landschaft durch Siedlungswachstum und Bau von Verkehrsinfrastrukturen. Die Nutzung des Raums musste im Verlaufe des 20. Jahrhunderts zunehmend geplant werden. Wie die meisten Schweizer Kantone machte auch der Kanton Bern im 19. und 20. Jahrhundert eine Entwicklung über den Ausbau der Industrie zur zunehmenden Bedeutung des Dienstleistungssektors, insbesondere des Tourismus, mit.

Die Berner Geschichte diskutiert im letzten Kapitel *Bildung, Wissenschaft, Religion, Kunst und Architektur*. Bildung, Kunst und Kultur wurden im 19. Jahrhundert zur Staatsaufgabe. Bis Ende 20. Jahrhundert fand eine zunehmende Demokratisierung der Kultur statt, indem die Partizipation an der Kultur für immer grössere Bevölkerungsgruppen möglich wurde. Alle Bereiche zusammengenommen, weist der Kanton Bern eine beeindruckende kulturelle Entwicklung auf mit unzähligen, weit über den Kanton hinaus bekannten Kulturschaffenden. Diese Entwicklung wird hier aber erstaunlich konfliktfrei dargestellt.

Berns moderne Zeit ist um vieles vielfältiger, als es hier dargelegt werden kann. Über 100 Autorinnen und Autoren bearbeiteten die vergangenen 200 Jahre Berner Geschichte und zeigen allgemeine Entwicklungsstränge, einzelne Episoden, Handlungen und Strukturen in der Berner Geschichte. Ein Buch, das zum Stöbern in der Geschichte Berns einlädt. Wäre da nur nicht das Format. Die Reihe «Berner Zeiten» kommt in einem auffällig grossen Format daher (grösser als A4). Für das ausgehende 19. und vor allem das 20. Jahrhundert bringt ein solches Format den Vorteil, Fotografien gewinnbringend einsetzen zu können. Grösse, Umfang und Gewicht schränken hingegen die Nutzung ein, das Werk kann nur am Arbeitstisch gelesen werden. Gerne hätte sich die Rezensentin auf ihren Zugfahrten mit der Berner Geschichte beschäftigt. Somit entsteht ein bedauernswerter Widerspruch zwischen gut lesbaren, kurzen Beiträgen, die auch unterwegs gelesen werden könnten, und dem Gewicht des Bandes (über 3 Kilo). Jedes der vier Hauptkapitel wird durch einen Beitrag der Kapitelverantwortlichen eingeleitet. Dabei werden die wesentlichen Entwicklungen im Beitrag synthetisch dargelegt. Diese zweispaltigen Einleitungen werden von den normalen Beiträgen (einspaltig) gefolgt. Etwas verwirrend am Gesamtkonzept sind die einseitigen Einschübe zu Spezialthemen zwischen den an sich schon sehr kurzen Einzelbeiträgen.

Die Rezensentin ist dankbar, dass der Verein Berner Zeiten – nach einigen Diskussionen – beschlossen hat, das 20. Jahrhundert in seine Reihe zur Geschichte Berns aufzunehmen. Obwohl für viele Themen der zeitliche Abstand sehr gering ist und Analysen noch Schwierigkeiten bereiten, ist das 20. Jahrhundert für das Verständnis der Gegenwart natürlich zentral. Es ist daher den Beiträgen zu verzeihen, dass sie bei der Bearbeitung der letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts an Dichte verlieren.

Katja Hürlimann, Zürich

Meichtry, Wilfried: Mani Matter. Eine Biographie.

München: Nagel & Kimche, 2013. 317 S. ISBN 978-3-312-00559-8.

Nach dem Porträtband von Franz Hohler aus dem Jahre 1977 (Neuaufgabe 1992) und wenigen weiteren Publikationen erscheint vierzig Jahre nach seinem Tod erstmals eine umfassende Biographie des populärsten Schweizer Liedermachers Mani Matter. Wilfried Meichtry, der bereits für die erfolgreiche Ausstellung im Landesmuseum Zürich und im Bernischen Historischen Museum 2011–2013 das Konzept erarbeitet hatte, folgt darin in vier Abschnitten den Spuren von Matters kurzem Leben.

Im ersten Teil (1936–1953) stehen zunächst der korrekte, aber eher verschlossene Vater, Erwin Matter, Dr. iur., und die lebensstüchtige Mutter, die Holländerin Wilhelmina de Haan, mit ihrer Liebes- und Familiengeschichte im Vordergrund. Das Jahr 1953 stellt für den 17-jährigen Hans Peter in mehrfacher Hinsicht einen tiefen Einschnitt dar: Er erhält am Atelier-Theater ein Engagement als Schauspieler, das aber durch den Tod der Mutter jäh abgebrochen wird, beginnt Tagebuch zu schreiben, nennt sich fortan nach seinem Pfadernamen und hört erstmals ein Lied von Georges Brassens. Der zweite Teil erstreckt sich bis 1960, als Matter den Schweizer Schriftsteller Ludwig Hohl entdeckt, der kompromisslos nur für sein Denken und Schreiben lebt. In dieser Zeitspanne liegen die schwierige Studienwahl – nach unbefriedigendem Beginn mit Germanistik folgt der Wechsel zur Jurisprudenz –, der Beginn der politischen Tätigkeit beim «Jungen Bern» und die Entstehung der ersten Chansons, die überall, sei es an Pfaderabenden, Schulfesten oder Wahlfeiern, einhellig auf Begeisterung stossen. Der umfangreichste, dritte Teil (1960–1968) erzählt parallel Manis Begegnung mit der Sekundarlehrerin Joy Doebeli und die Reise Meichtrys mit ihr im Jahre 2012 nach Cambridge, wo die junge Familie mit drei Kindern vor 44 Jahren ein Jahr lang gelebt hatte, während Matter seine Habilitationsarbeit schrieb. Dort erhält er auch die Anfrage, die ihn schliesslich zum Rechtskonsulenten der Stadt Bern macht. Der vierte und letzte Teil umfasst die Jahre 1969–1972, in denen Mani Matter den Höhepunkt seines Erfolges mit den Berner Troubadours erreicht und im Begriffe

ist, mit seinem Soloprogramm neue Wege zu beschreiten und mit verschiedenen Projekten seine künstlerischen Aktivitäten auszuweiten, bis ein Autounfall allem ein unwiderrufliches Ende setzt.

Wilfried Meichtry nennt sein Buch im Untertitel «Eine Biographie». Es ist aber auch das Buch über das Schreiben dieser Biographie und über die Annäherung an Mani Matter, der «entrückt auf einem Sockel steht und von allen Seiten verehrt wird» (S. 237). Meichtry holt ihn herunter, geht nahe an ihn heran und lässt ihn mit vielen, laufend in den Text integrierten Zitaten und mit längeren, häufig wenig kommentierten Auszügen aus Briefen und Tagebüchern direkt zu Wort kommen. Zusammen mit den Aussagen von Freunden und Weggefährten entsteht ein differenziertes Bild.

Vor allem aber ist das Buch ein Gang durch Matters Leben zusammen mit Joy, die, obwohl sie eigentlich findet, «es brauche keine Biographie von Mani» (S. 138), das öffentliche Interesse an seiner Person anerkennt und Meichtrys Vorhaben «nach längerem Zögern und Überlegen» (S. 4) vielfältig unterstützt. Allerdings stellt sie ihm von gewissen Briefen Matters nur Auszüge zur Verfügung und bemerkt auch einmal, «sie habe jetzt genug aus Manis und ihrem Privatleben erzählt» (S. 234).

Das Buch ist gut lesbar, spannend, weist stellenweise romanhafte Züge auf und schildert eindruckliche Szenen, die dem Leser und der Leserin emotionales Miterleben ermöglichen. Anmerkungen zum Text sind spärlich und die wissenschaftlichen Nachweise befinden sich auf wenigen Seiten im Anhang.

Meichtry zeigt einen Menschen auf der Suche nach der eigenen Bestimmung. Früh beginnt Matter, Tagebuch zu führen, um «Klarheit zu schaffen durch Aufschreiben auf Papier» (S. 223). Philosophische Fragen und politische Überlegungen stehen dabei neben den häufigen Zweifeln an der richtigen Lebensgestaltung im Vordergrund. Seine Gedanken kreisen um die mögliche Existenz als Jurist, als Politiker oder als Künstler. Auf der Suche nach der eigenen Position erscheint ihm ein Leben, das nur dem Denken und Schreiben gewidmet ist, als «Wunschtraum» (S. 126). Ausführlich reflektiert er über Freiheit und Determination des Menschen. Ihn fasziniert die Rolle des verantwortungsbewussten Citoyens, der sich nicht primär durch Antworten, sondern durch Fragen und kritische Reflexion auszeichnet.

Irritierend ist dabei einzig, dass offenbar die Entstehung des Liedermachers im Hintergrund verläuft. Schon unter den ersten Chansons, die Mani vor 1960 nur an Pfaderabenden oder im privaten Kreis vorträgt, befinden sich unvergängliche Klassiker. Doch in den Tagebüchern und Briefen stehen, zumindest Meichtrys Auszügen nach zu schliessen, kaum Hinweise dazu, geschweige denn eingehendere poetologische Überlegungen. Man fragt sich, ob dem Ursprung dieses künstlerischen Genies nicht genauer auf die Spur zu kommen gewesen wäre. Während der ganzen zwei Jahr-

zehnte seiner literarischen Produktion äussert sich Mani Matter immer wieder abschätzig über seine eigenen Leistungen; noch 1971 notiert er: «Ich bin kein bedeutender Künstler, was nicht Bescheidenheit, sondern Realismus ist» (S. 284). Dem gegenüber steht die von Anfang an vorhandene und bis heute anhaltend hohe Wertschätzung des Chansonniers durch das Publikum. Doch geht der Biograph dieser Diskrepanz nicht auf den Grund.

Emil Erne, Bern

Teuscher, Simon; Modellmog, Claudia (Hrsg.): Königsfelden. Königsmord, Kloster, Klinik.

Baden: hier + jetzt 2012, 288 S. ISBN 978-3-03919-259-5.

Herausgegeben haben die vorliegende Geschichte über das neben dem um 1027 gestifteten Kloster Muri «zweite Hauskloster» des Hochadelsgeschlechts der Habsburger im Aargau Simon Teuscher, Ordinarius für mittelalterliche Geschichte an der Universität Zürich, und Claudia Modellmog, wissenschaftliche Leiterin des Editionsprojekts.

Im ersten Kapitel untersucht Tobias Hodel die zeitgenössischen chronikalischen Zeugnisse über den Königsmord von 1308 und die darin gemachten, teilweise widersprüchlichen Angaben über die Hintergründe der Bluttat und die Biografien der Königsmörder.

Im zweiten Kapitel wendet sich Martina Wehrli-Johns dem Stiftungsvorgang zu. Dieser dauerte über einen längeren Zeitraum von 1309 bis zur Niederschrift der ersten Klosterordnung um 1318. Bemerkenswert ist, wie umsichtig Agnes von Ungarn und ihre 1314 in Wien gestorbene Mutter Elisabeth von Görz-Tirol bei Bau und Ausstattung des franziskanischen Doppelklosters vorgegangen sind. Die beiden Königswitwen liessen ihre Familienstiftung nicht nur von allen zuständigen geistlichen Institutionen urkundlich bestätigen, sondern sie regelten auch den Klosteralltag der 40 – später 44 – zugelassenen Nonnen von den Kleidern bis zu den täglichen Essensrationen, wozu bei Krankheit durchaus auch einmal Himbeeren oder sogar Zucker gehören konnten.

Im dritten Kapitel beschäftigt sich wiederum Tobias Hodel mit der schriftlichen Überlieferung des Klosters bis zur Säkularisation während der Reformation von 1528. Bei der Schriftgutverwaltung zeigte Agnes von Ungarn offenbar die gleiche Sorgfalt wie bei Bau und Ausstattung der Klostergebäude. 1335/36 liess sie Ordnungen, Privilegien und Besitzurkunden wörtlich in eine repräsentative Pergamenthandschrift übertragen. Das weitgehende Fehlen von Nachträgen und Gebrauchspuren macht deutlich, dass dieses Kopialbuch nicht als Register für das Auffinden der wachsenden Zahl der im Klosterarchiv aufbewahrten Rechtstitel angelegt wurde. Vielmehr liess Agnes Besitz

und Rechte des Klosters, wie sie dies für die Etablierung der eigenen Familienmemoria und das «ewige» Weiterbestehen der königlichen Stiftung als wichtig erachtete, schriftlich zusammenstellen und damit für die Zukunft konservieren.

Im vierten Kapitel thematisiert Claudia Moddelmog die soziale Herkunft der in Königsfelden lebenden Nonnen mit besonderer Berücksichtigung ihrer Beziehungen zum benachbarten aargauischen Adel. Mit einem Eintrittsgeld von 200 Gulden konnten es sich nur wohlhabende und bis 1415 noch vorwiegend in Abhängigkeit zu Habsburg stehende Adelsgeschlechter leisten, ihre Töchter ins Kloster zu schicken. Angehörige bernischer Ratsgeschlechter lassen sich sogar erst ab 1500 als Klarissinnen nachweisen. Bekannt geworden ist vor allem Margareta von Wattenwyl, eine Tochter des Berner Schultheissen Jakob II. von Wattenwyl (1466–1525). Nachdem sie bereits 1523 den brieflichen Kontakt zum Zürcher Reformator Huldrych Zwingli (1484–1531) gesucht hatte und in der Folge zum neuen evangelischen Glauben konvertierte, erlaubte ihr der Berner Rat, im Sommer 1524 zusammen mit anderen Nonnen aus dem Kloster auszutreten und zu heiraten.

Im fünften Kapitel beschreibt Jeannette Rauschert die Zeit Königsfeldens von der Reformation bis zum Ende des Ancien Régime. Der ehemalige Klosterbesitz mit seinen reichen Geld- und Natureinkünften wurde nach 1528 in einer eigenen Landvogtei zusammengefasst, der ein Berner Ratsherr bis 1798 als Hofmeister vorstand. In den Klostergebäuden rund um den Kreuzgang entstand ein Spital für Arme und Kranke, während im Chor der «Agneskirche» eine Kapelle für die Spitalinsassen und im Langhaus eine Gerätedepot und später ein Kornmagazin eingerichtet wurden. Bemerkenswert ist, dass die Berner Landvögte die Memoria an die königliche Stifterfamilie auch nach der Säkularisation 1528 aufrechterhielten, indem sie für den Unterhalt der Klosterkirche mit ihren prächtigen Glasfenstern sorgten, die Habsburger-Gruft für Besucher offen hielten und die Memorialtafeln und Wappenscheiben, die an die bei Sempach 1386 gefallenen Ritter erinnerten, regelmässig erneuern liessen.

Im sechsten Kapitel widmet sich Nanina Egli der Umwandlung Königsfeldens in eine psychiatrische Klinik. Mit dem Abbruch des ehemaligen Männerkonvents im Norden der Klosterkirche und dem Klinikneubau zwischen 1869 und 1872 setzte der junge Kanton Aargau neue bauliche Akzente. Dem erwachenden Interesse der Romantik an historischen Gebäuden sowie der Überzeugungsarbeit des Begründers der modernen Denkmalpflege Johann Rudolf Rahn (1841–1912) war es schliesslich zu verdanken, dass die baufällige «Agneskirche» nicht abgerissen und die Glasscheiben – deren Wert man 1877 auf rund 800 000 Franken schätzte – verkauft wurden.

Den Herausgebern ist es gelungen, die wichtigsten Aspekte der Geschichte Königsfeldens vom 14. bis 20. Jahrhundert in einer ansprechend gestalteten und gut lesbaren

Darstellung zusammenzufassen. Als roter Faden diente die sich im Laufe der Jahrhunderte wandelnde Wahrnehmung des Klosters als Memorialort der Königs- und Kaiserdynastie der Habsburger. Prägend war in dieser Hinsicht vor allem die Stifterin und unermüdliche Förderin des Doppelklosters Agnes von Ungarn. Nicht nur verstand sie es, in Königsfelden – im klaren Widerspruch zum Armutsideal der Franziskaner – eine reich dotierte und von den Habsburgern über mehrere Generationen alimentierte Familienmemoria einzurichten, sondern sie ordnete auch das tägliche Leben der Nonnen, die materielle und künstlerische Ausstattung des Klosters sowie die schriftliche Überlieferung in umfassender Weise. Erst am Anfang steht hingegen die prosopographische Untersuchung über die Zusammensetzung des Konvents und die soziale Herkunft der Nonnen. Obwohl für die Zeit von 1312 bis 1528 immerhin rund 150 Namen nachgewiesen werden, zeigt sich, dass das Verwandten- und Beziehungsnetz der adligen Frauen – die bis um 1370 nur mit Vornamen in den Quellen erscheinen – sich nur unzureichend beschreiben lässt. Der Eintritt in ein mittelalterliches Kloster eröffnete Frauen gleichermaßen wie Männern den exklusiven Zugang auf die geistlichen, sozialen und materiellen Ressourcen der Klostergemeinschaft. Durch den Perspektivenwechsel von einer männlichen auf eine weibliche Sicht allein kann der von den Herausgebern angestrebte Erkenntnisgewinn somit nicht erzielt werden.

Roland Gerber, Bern

Walter, Bastian: Informationen, Wissen und Macht. Akteure und Techniken städtischer Aussenpolitik: Bern, Strassburg und Basel im Kontext der Burgunderkriege (1468–1477).

Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte – Beihefte Band 218.
Stuttgart: Franz Steiner 2012. 352 S. ISBN 978-3-515-10132-5.

Bei Bastian Walters kenntnisreicher Untersuchung über Inhalte, Beschaffung, Übermittlung, Verfügung und politische Verwendung von aussenpolitischen Informationen in Bern, Strassburg und Basel in der Zeit der Burgunderkriege handelt es sich um die Druckfassung seiner Dissertation, die unter der Leitung von Martin Kintzinger entstanden und im Wintersemester 2010/11 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster angenommenen worden ist. Der Autor bewegt sich mit seiner Untersuchung in einem thematischen Umfeld, dem zurzeit verschiedene Lehrstühle der Universität Münster ihr Interesse zuwenden (Sonderforschungsbereich «Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution»).

Die stringent aufgebaute, mit ihrem methodischen Ansatz überzeugende Publikation Bastian Walters gliedert sich in sieben Hauptkapitel: Die Einführung schildert in

knappen Zügen die Vorgeschichte der Burgunderkriege (u.a. Vertrag von Saint-Omer 1469) und die daraus erwachsende Zusammenarbeit der oberrheinischen Städte mit den Eidgenossen (u.a. Bündnis Berns, Basels und Strassburgs 1474). Im zweiten Teil dieser Einführung werden methodische Fragen erörtert und die Leitbegriffe der Arbeit (Informationen, Wissen, Macht) in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit geklärt. In einem zweiten Teil stehen Gesellschaft, Wirtschaft, Institutionen und die wichtigsten mit Außenpolitik beschäftigten Ratsherren der drei Städte im Zentrum; vorgestellt werden Niklaus von Diesbach, Niklaus von Scharnachthal, Petermann von Wabern und Adrian von Bubenberg aus Bern, Peter Schott, Klaus Baumgartner und Jakob von Amelung aus Strassburg sowie Peter Rot, Hans von Bärenfels oder Heinrich Zeigler aus Basel. Im dritten Teil geht es um die Stadtschreiber und die städtischen Kanzleien, insbesondere um Thüring Fricker (Bern) sowie Gerhard Mecking und Nikolaus Rüschi (Basel). Zwar sind die Strassburger Stadtschreiber der fraglichen Zeit wegen der ungünstigen Quellenlage nur schwer zu fassen, in allen drei Städten lassen sich aber je unterschiedliche Formen der Informationsverwaltung nachzeichnen. Im vierten Teil werden die informellen Kontakte dargestellt, d.h. der Informationsaustausch zwischen einzelnen Ratsherren und Kanzleiangehörigen derselben oder befreundeter Städte; in diesem Kontext wird auch die Berner Gesellschaft zum Narren und Distelzwang als Plattform für den Austausch politischer Informationen beleuchtet. Der fünfte Teil ist der Informationsübermittlung, insbesondere dem städtischen Botenwesen gewidmet. Mit dem Phänomen der gezielten Nachrichtenbeschaffung durch gelegentliche oder ständige Kundschafter (heute würde man von «Spionen» sprechen) befasst sich der sechste Teil. Und in einem siebten Teil schliesslich wird einerseits am Beispiel der *cedulae inclusae* gezeigt, dass die Übermittlung von Nachrichten an Verbündete zugleich die Funktion einer vertrauensbildenden Massnahme haben konnte, andererseits die sprachliche Gestaltung weitergeleiteter Informationen auch der propagandistischen Bekräftigung des eigenen politischen Standpunktes diene. Die einzelnen Hauptkapitel werden je durch eine knappe Zusammenfassung ergänzt; das gilt auch für das Gesamtwerk. Umfangreiche Verzeichnisse der benützten Archivalien, der gedruckten Quellen und der verwendeten Forschungsliteratur erleichtern dem interessierten Leser eine allfällige Vertiefung in die Materie; ein Orts- und Personenregister erlaubt eine rasche Orientierung im vorliegenden Buch.

Die Arbeit von Bastian Walter überzeugt in vielerlei Hinsicht, nicht nur weil sie ein aktuelles Forschungsthema erstmals im Hinblick auf die engen Beziehungen zwischen den drei genannten Städten untersucht, sondern v.a. auch deshalb, weil sie bisher zu wenig beachtete Aspekte aus dem Umkreis der Burgunderkriege hervorhebt und gründlich recherchiert darstellt. Das gilt etwa für die detailreiche Rekonstruktion der

Briefwechsel zwischen Thüring Fricker und Albrecht von Bonstetten oder zwischen Johannes Meier und Martin von Ingelheim (S. 195), für die Angaben zu den Anstellungsbedingungen, Aufgaben und Routen der städtischen Boten (S. 215) oder für die Arbeitsweise der «Kundschafter» (Spione, S. 264); das gilt aber ganz grundsätzlich auch für die kenntnisreiche Untersuchung der für den Verlauf des Konfliktes mit Burgund sehr entscheidenden Beziehungen zwischen Bern, Basel und Strassburg, der gemeinsamen Interessen der Städte, der aussenpolitischen Akteure der Kommunen sowie der Inhalte, Formen und Mittel ihres Informationsaustausches.

Wenn nun auch einige kritische Bemerkungen zur Untersuchung von Bastian Walter folgen, so wird damit einerseits auf kleine Versehen und Fehlbeurteilungen hingewiesen, die insbesondere einer bernischen Leserschaft auffallen werden, zum Beispiel: Bern zog während der Burgunderkriege nicht mit Söldnern, sondern mit den Aufgeboten aus Stadt und Herrschaftsgebiet ins Feld (S. 97); Bern besass erst seit 1541 ein eigenes Kanzleigebäude, zuvor arbeitete der Stadtschreiber samt den übrigen Schreibern in seinem Haus, im Rathaus, in Privathäusern usw. – damit wird die Unterscheidung zwischen Orten informeller und offizieller Kontakte und Informationen hinfällig (S. 157, 185); ihre legendäre Beute raubten die Eidgenossen nach der Schlacht bei Grandson im burgundischen Lager, nicht in der Stadt Grandson nach deren Eroberung (S. 298); im Ausgang des Twingherrenstreites einen Sieg der Twingherren zu sehen, ist angesichts der «fünf Gebote», die an die Stadt übergingen (trotz Diebold Schilling), kaum vertretbar (S. 35, 157); bernische Ratsherren verfügten in hohem Masse über Fremdsprachenkenntnisse und benötigten während ihrer diplomatischen Missionen den mitreisenden Stadtschreiber kaum als Dolmetscher (S. 166, 183, 209).

Schwerer als diese einzelnen Versehen wiegt andererseits eine mehrfach zu belegende Tendenz des Autors, die Unterschiede zwischen den drei Städten einzuebnen, Hintergründe und Absichten der führenden Personen einander anzugleichen und die oftmals differenziert recherchierten Einzelergebnisse zugunsten eines griffigen Gesamtbildes einzuebnen. So müssten die Unterschiede zwischen den drei Kommunen viel deutlicher betont werden. Das gilt beispielsweise für die Bevölkerungszahlen der Städte und ihrer Herrschaftsgebiete und deren Bedeutung angesichts militärischer Konflikte; das gilt für die Unterschiede in ihrer Sozialstruktur und in ihrer wirtschaftlichen Ausrichtung (Rolle des Fernhandels!); das gilt für die territorialen Expansionsbestrebungen der Kommunen – Berns Interesse galt vornehmlich der Waadt sowie der Sicherung des Aargaus und nur sehr mittelbar dem Oberrhein, ganz im Gegensatz zu Basel und Strassburg; und das gilt ganz besonders für den Charakter der politischen Führungsschicht. Die Vermögen der besonders einflussreichen Ratsherren aus den drei Städten unterschieden sich deutlich, und zwar sowohl in ihrer Höhe als auch in ihrer

Zusammensetzung. Die These «Städtische Aussenpolitik wird so zu einer Familien- und Handelspolitik einiger weniger «Politunternehmer»» (S. 147, vgl. auch 185, 190, 211, 305) lässt sich etwa angesichts eines Vergleichs der Vermögensgrundlagen von Niklaus von Diesbach, Niklaus von Scharnachthal und Petermann von Wabern (v.a. Herrschaftsbesitz, Pensionen) mit den Ressourcen eines Heinrich Zeigler, Hans Irmi oder Peter Schott (Erträge aus unterschiedlichen Handelsformen) kaum halten; die drei Berner waren nie bzw. längst nicht mehr in den Fernhandel eingebunden.

Diese Bemerkungen sollen keineswegs von der Lektüre der Arbeit Bastian Walters abhalten, ganz im Gegenteil. Die Untersuchung rückt ein bisher kaum beachtetes Thema – die Zusammenarbeit der Städte Bern, Basel und Strassburg während der Burgundkriege – unter sehr interessanten Fragestellungen vor Augen, rollt die einzelnen Probleme rund um die Beschaffung, Weiterleitung und Verwertung von Nachrichten detailliert auf und entwirft so ein ansprechendes, bisher kaum wahrgenommenes Bild städtischer Informationspraxis und Informationspolitik. Dass Einzelheiten und gewisse Deutungsansätze auch zu kritischer Überprüfung und Reflexion des Textes animieren, ist durchaus auch als Vorzug zu werten.

Urs Martin Zahnd, Bern

Wolf, Daniel; Von Allmen, Jost: Ernst Anderegg.

Ausgewählte Bauten in der Region Interlaken-Oberhasli.

Schweizerischer Kunstführer. Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK Nr. 887/888. Bern 2011. 52 S. ISBN 978-3-85782-887-4.

«Moderne Architektur im Berner Oberland ist Schmuggelware, legal ist dies oft nicht möglich», pflegte der Meiringer Architekt Ernst Emil Anderegg zu sagen. Mit seinem ersten Projekt, dem Wohnhaus Alexander in Hohfluh-Hasliberg, provozierte Anderegg im Jahre 1958 eine ganze Talschaft; der traditionell-konservative Chaletbaustil Ende der Fünfzigerjahre war – beeinflusst von seinen Lehr- und Wanderjahren in den USA – nicht sein Ding. Ernst Anderegg benötigte für seine «Schmuggelware» immer wieder Überzeugungsarbeit, bis sein Projekt von der zuständigen Bauverwaltung akzeptiert wurde. Sichtlich Spass machte es ihm, wenn er sich wieder einmal mit einem progressiven Entwurf gezielt von der biedereren heimischen Chaletromantik absetzen und Gestaltungsvorschriften subtil unterlaufen konnte. Trotz einengender Paragraphen und Baureglemente gelang es dem Architekten Anderegg immer wieder, sich und seinen Entwurfsprinzipien adaptierend treu zu bleiben. Ein Spiegelbild der damaligen Zeit: Das Projekt Alexander bewilligte der Gemeinderat Hasliberg nur widerwillig, erliess als Folge aber eine revidierte Bauordnung, die besagte: «Nie mehr solche Dächer auf dem Hasliberg!»

Heute steht das Wohnhaus Alexander unter Denkmalschutz.

Mit seinem ersten Bauprojekt in der Schweiz hatte Anderegg einen fulminanten Start seiner Architektentätigkeit hingelegt. Das Haus Alexander wurde unverzüglich in der Fachpresse rezensiert und in Zeitschriften mit Breitenwirkung immer wieder als Vorbild präsentiert. Der Erfolg, der auf seinem Erstlingswerk auf dem Hasliberg gründete, verschaffte ihm das Privileg, sich während der folgenden Jahre nicht gross um Aufträge kümmern zu müssen.

Wer seine Wurzeln hat in der Bergführerlegende Melchior Anderegg, seinerzeit auch «König der Berge» genannt, darf hoch hinaus. Nachdem das alte Berghaus auf dem Jungfrauoch im Herbst 1972 niederbrannte, gewann Andereggs Bauprojekt die Sympathie der Jury. Sein Bekanntheitsgrad erreichte einen neuen Höhepunkt. Wenige Jahre danach aber erklimm er den wahren Top of Europe für den Ausbau des Observatoriums auf der Sphinx (3750 m ü. M.), damals die höchste Baustelle Europas.

Das Architekturbüro Anderegg realisierte ein Bauvolumen von ausserordentlichem Umfang, nämlich insgesamt 178 Bauten. In der hier rezensierten Broschüre werden die bekanntesten 24 Objekte mit Kurzbeschreibung und Bildern gewürdigt.

Die Bilder des Fotografen Jost von Allmen geben nicht nur die fachmännische Beschreibung des betreffenden Objekts wieder, sie dokumentieren ebenso die grandiose Landschaft, in der sich diese befinden.

Umfassend ist auch der Beschrieb über den beruflichen Werdegang des Architekten Anderegg; die Würdigung seiner persönlichen Ausstrahlung und ausserordentlichen Liebenswürdigkeit aber – Dinge, die viel mit seinem erfolgreichen Schaffen zu tun hatten – fiel etwas dürftig aus.

Roger Cornioley, Meiringen